

„Ordnung nicht als
Begrenzung, sondern
als Voraussetzung
von Freiheit“

Manfred Hättich zum Gedenken

Hans Maier

Manfred Hättich, 1925 geboren, gehörte zur Kriegsgeneration. Nach Kriegsdienst und Gefangenschaft nahm er zunächst in Freiburg ein Studium der Theologie auf, wandte sich aber dann der Volkswirtschaft und schließlich der Politikwissenschaft zu. Theologie und Ökonomik waren alteingeführte Wissenschaften. Die politische Wissenschaft war neu. War es überhaupt möglich, so fragten damals viele zweifelnd, Politik mit wissenschaftlichen Mitteln zu erforschen? War nicht die Politik „das Schicksal“ – etwas Unberechenbares, Irrationales, was man einfach hinnehmen musste, dem man allenfalls aus historischem Abstand nachträglich einen Sinn zulegen mochte?

Nun, Manfred Hättich war von Anfang an anderer Meinung. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, sich und seinen Kommilitonen, später seinen Schülern, Hörern, Lesern die Politik zu erschließen, ein ganzes Leben lang, hingebungsvoll und unermüdlich, wobei seine systematischen Fähigkeiten, seine theologische und ökonomische Denkschulung bei diesem Unternehmen kräftig mithalfen. Hättich war überzeugt, auch ein so bewegter, von Glück, Leidenschaft und Unberechenbarkeit erfüllter Bezirk wie die Politik müsse sich rational durchdringen und verstehen lassen. Er glaubte nicht an „Politik als Schicksal“. Im Gegenteil: Die Formen rechtsstaatlicher und demokratischer Politik, die es nach Krieg und Drittem Reich neu aufzubauen galt, verlangten nach seiner Meinung gebieterisch nach Verstehen, Verständlichmachen, nach Erkennt-

nis und Einsicht. Demokratie ist ja auf eine mitdenkende Öffentlichkeit angewiesen. So waren in seiner Arbeit politische Wissenschaft und politische Bildung von Anfang an verschwistert: Was sich wissenschaftlich verstehen ließ, das musste sich auch pädagogisch mitteilen lassen.

Aufbau politischer Bildung

Es wundert daher nicht, dass sich Hättich – für damalige Verhältnisse fast abenteuerlich früh – am Aufbau der politischen Bildung im Deutschland der Nachkriegszeit beteiligte. Er war Mitglied des Rings Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), Fakultätssprecher und später Tutor für das Colloquium Politicum und für das Studentenclubhaus in Freiburg. Noch während des Studiums wurde er Mitglied der Kommission für politische Bildung der Westdeutschen Rektorenkonferenz und – ab 1953 – Referent für politische Bildung bei der Deutschen UNESCO-Kommission. Damals bin ich ihm zum ersten Mal begegnet, wohl 1952. Er war AStA-Vorsitzender der Universität Freiburg – und ich interviewte ihn als Student für eine Zeitung. Er schaute kritisch auf den jungen Studenten, der da vor ihm saß, war aber freundlich und auskunftsbereit.

1957 wurde er nach einem zusätzlichen Studium der Politikwissenschaft zum Dr. rer. pol. promoviert. Das Thema seiner Dissertation lautete „Wirtschaftsordnung und katholische Soziallehre“. Der Doktorvater war K. Paul Hensel – der linke Flügelmann des Eucken-Kreises in Frei-

burg. Man muss wissen, dass die „Freiburger Schule“ der „Sozialen Marktwirtschaft“ und des „Ordo-Liberalismus“ – beide Begriffe stammten aus diesem Zirkel – für junge Katholiken zunächst ein wenig verdächtig war. Wurde da nicht einfach der alte Wirtschaftsliberalismus restauriert? Nein, replizierten die Freiburger Ökonomen, Paläo-Liberale seien sie nicht (auch dies ein heute vergessener Begriff jener Jahre!); sie seien Ordo-Liberale. Gerade der Markt, der Wettbewerb, bedürfe einer rechtlichen Ordnung. „Ordnung der Wirtschaft“ war daher der Zentralbegriff jener Schule, welche die Denkvorsetzungen für den „Wohlstand für alle“, für das Erhardtsche Wirtschaftswunder schuf. Dass aber die Prinzipien dieser unentbehrlichen „Ordnung“ auch wiederum nicht einfach aus den überlieferten Denkbeständen, etwa der katholischen Soziallehre, zu übernehmen waren, dass sie neu geprüft und notfalls überdacht werden mussten, das war die andere wichtige Entdeckung des ersten Hättich-Buches.

Vordenker der Demokratietheorie

Wer Hättichs Schriftenverzeichnis studiert, findet sehr viel Grundsätzliches zu Politik, Wissenschaft, Demokratie, Parteien. „Demokratie als Herrschaftsordnung“ (1967) ist nach wie vor eins der bedeutendsten Zeugnisse der in der deutschen politikwissenschaftlichen Literatur sonst eher stiefmütterlich behandelten Demokratietheorie, das dreibändige Lehrbuch der Politikwissenschaft (1967–1972) ist bis heute ein Muster für eine ebenso breit ausgreifende wie systematisch konzentrierende Darstellung des Faches. Nicht alles ist leicht zu lesen. Der Stil dieses Autors ist nicht nur phrasenlos und nüchtern, er ist auch ungewöhnlich dicht. Man muss ihn *studieren*, wie sich das bei einem Selbstdenker gehört. Über allzu viele Anmerkungen wird man dabei nicht stolpern – dazu hat Manfred Hättich

viel zu viel Eigenes zu bieten. Wie Franz Schnabel hätte er auf die Frage einer Studentin, wo denn „die Literatur“ verzeichnet stehe, antworten können: „Liebes Kind, wenn es da schon etwas gäbe, hätte ich gar nicht erst darüber geschrieben!“ Die Mitarbeiter aus frühen Zeiten in der Wiesneck bei Freiburg berichten vom langen, manchmal stundenlangen Auf- und Abgehen des Meisters im Studierzimmer beim Verfertigen der Gedanken und Schriften; der Boden habe immer ein wenig gedroht und gezittert. Hättich war gewiss kein monologischer Denker – er legte immer großen Wert auf den Dialog, den Austausch. Er war ein begeisterter Lehrer. Aber er verstand auch, sich zurückzuziehen, sich zu konzentrieren; gelegentlich war die Gelehrtenklausur für ihn ein Jungbrunnen. Er legte immer Wert aufs *Denken*, wo andere schon alles *wussten*.

Drang nach Aktualität

Erstaunlich genug, dass dieser so stark auf Theorie und Systematik angelegte Mann sich dennoch von Zeit zu Zeit kopfüber in die Aktualität stürzte und dabei auch die Polemik nicht scheute – so bei der Auseinandersetzung mit den Achtundsechzigern, mit Franz Alt und – ein wenig gedämpfter – mit Richard von Weizsäcker. Zur Souveränitätsfiktion des Nationalstaats gibt es bei ihm brillante und überzeugende Darlegungen, und wer etwas über den modernen Pluralismus lernen will, dem bietet sich in seinem Buch „Nationalbewusstsein und Staatsbewusstsein in der pluralistischen Gesellschaft“ (1968) eine wahre Fundgrube dar. Mitten im Tagesaktuellen finden sich Sätze, die im Gedächtnis bleiben. Ein Beispiel, fast prophetisch (1990): „Manche hören nicht lange zu, wenn einer zeigt, dass alles ‚seine zwei Seiten‘ hat. Für viele ist die Welt nur in Ordnung, wenn die andere Seite die falsche oder die böse ist.“

Nein, die großen Vereinfacher mochte er nicht und setzte sich immer wieder mit ihnen auseinander. Sie starben ja schon damals nicht aus. Aber ebenso wenig schätzte er diejenigen, die vor lauter „einerseits – andererseits“ zu keiner klaren Meinung kamen. Der eben zitierte Abschnitt fährt fort: „Diejenigen, die sich der Ambivalenz aller Erscheinungen bewusst sind, wenden sich immer wieder verächtlich von der Politik ab, weil sie den Eindruck haben, dass in ihr ja doch nur die Rechthaberischen etwas zu bestellen haben. Oder sie wollen nicht Partei nehmen, weil sie wissen, dass die anderen unter irgendeinem Aspekt zumindest auch ein wenig Recht haben könnten. Wer aber voreilig darauf verzichtet, seine Auffassung zu vertreten, nimmt unter Umständen dem Teil seiner Überzeugungen, der für das Gemeinwesen nützlich werden könnte, eine Marktchance.“

Ein typischer, ein klassischer Hättich-Satz. Man meint, wenn man ihn hört, dahinter die Gesichtszüge des Autors zu erkennen – jenes zwischen Wohlwollen, Bonhomie, Einfühlung und erzieherischer Strenge wechselnde Mienenspiel, das jeder in Erinnerung hat, der ihn kannte.

Manfred Hättich war 23 Jahre lang Direktor der Akademie für Politische Bildung in Tutzing und hat als streitbarer Demokrat und engagierter Bürger zu den drängenden Fragen der Politik unüberhörbar Stellung genommen. Er hat uns eine Botschaft hinterlassen, die trösten und aufrichten kann: seinen Glauben an die Macht der Vernunft auch in wenig vernunftgeneigten Zeiten und seine Zuversicht, dass sich Freiheit und Ordnung versöhnen lassen, wenn nur eine wachsende Zahl von Menschen Versöhnung als Notwendigkeit, als Aufgabe erkennt und wahrnimmt. Um ihn nochmals zu zitieren: „Unsere in die Zukunft gerichtete Aufgabe ist es, wieder neu in Ordnungen zu denken, ohne hinter die gewonnene Erkenntnis von der menschlichen Freiheit zurückzugehen. [...] Es ist aber nicht damit getan, dass die Ordnungen nur errichtet werden. Die Menschen selbst müssen wieder in Ordnungen denken lernen. Sie müssen Einsicht gewinnen in den Zusammenhang von Ordnung und Freiheit, damit sie wissen, dass die Ordnung nicht nur die Begrenzung ihrer Freiheit, sondern deren Voraussetzung ist.“

Gewaltherrscher

„Eine der wenigen tiefen Freuden, welche die Geschichte bereithält, ist das Ende eines Gewaltherrschers, gleichgültig, ob es sich um den Verlust seiner Macht handelt oder um seinen Tod. Der Sturz seiner Statuen, die Zerstörung seiner Bilder symbolisiert diesen Moment. Hitler, Stalin, Franco, Pinochet, Ceausescu, Mobutu, Milošević, Saddam, die Liste nimmt kein Ende. Absehbar ist das Ende von Castro, Mugabe, Kim Jong Il und einem Dutzend anderer, jeder Tag, an dem sie weiter herrschen, kostet Menschenleben.“

Hans Magnus Enzensberger am 15. April 2003 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.